



### **Der letzte Pastor in Groß-Mehßow Gerhard Schröder (1956 – 1969)**

Auch wenn ihm weitere Pastoren folgten, die Dienst in der Groß-Mehßower Kirche taten, Gerhard Schröder war der letzte ortsansässige Pastor. Er war der letzte Pastor, der nicht nur sein Amt in der Kirche und in der Kirchgemeinde ausübte, sondern tagein, tagaus inmitten seiner Gemeinde lebte, und mit der Gemeinde lebte, und so für ihre Sorgen und Nöte jederzeit ansprechbar war, so, wie es für einen Seelsorger sein sollte. „Meine Bauern...“ – pflegte er immer zu sagen.

Gerhard Schröder wurde am 5. April 1928 in Puschkau bei Schweidnitz in Schlesien geboren. 1933 versetzte man seinen Vater, der auch Pfarrer war, nach Berlin/Dahlem zur Inneren Mission. So zog die Familie Schröder nach Berlin. 1938 erhielt der Vater die Pfarrstelle in der Garnisonskirche in Potsdam. Hier in Potsdam besuchte Gerhard Schröder auch das Gymnasium, bis die gesamte Klasse



1944 als Luftwaffenhelfer rekrutiert wurde. Denn es tobte der 2. Weltkrieg. Die letzten Kriegstage 1945 erlebte Gerhard Schröder in Berlin, wo er verwundet in sowjetische Kriegs-gefangenschaft geriet, aus der er im August 1945 entlassen wurde.

In Oldenburg absolvierte Gerhard Schröder 1947 sein Abitur, und wollte eigentlich Wirtschaftswissenschaftler werden, begann aber im Herbst des gleichen Jahres in Westberlin das Studium der Theologie. 1950 wurde er mit anderen Studienkollegen von der Berlin/Brandenburger Kirche gebeten, nach Ostberlin zu kommen, wo er an der Humboldt-Universität, die sein Westberliner Studium nicht anerkannte, bis 1955 10 Semester Theologie studierte.

*In Westberlin habe ich 4 Semester, und in Ostberlin 10 Semester studiert. Also 14 Semester Theologie von 1947 bis 1955, in einer Form, wie sie eben heute gar nicht mehr möglich ist, mit den Professoren zusammen in der Forschung drin. Wir sind also ausgezeichnet ausgebildet worden, mit Hebräisch, Griechisch und allem drum und dran, was man dann ja nicht mehr hatte.*

Gerhard Schröder.

Es folgte das Jahr als Vicar (Hilfsprediger – praktische Ausbildung), das er in den ersten 3 Monaten in Berlin bei der Berliner Mission absolvierte, und noch 1955 nach Lübben ging. Das Konsistorium beauftragte Gerhard Schröder ab 15. April 1956 mit der kommissarischen Verwaltung der Pfarrstelle Groß-Mehßow, die er dann im Juli 1958 zugesprochen bekam. Groß-Mehßow war seine erste Pfarrstelle; in dieser Zeit gründete er auch seine Familie, und alle 6 Kinder erlebten ihre ersten Lebensjahre in Groß-Mehßow. Diese Zeit war für Gerhard Schröder ein wichtiger Lebensabschnitt, weshalb er auch sehr an Mehßow hing: „Ich habe Mehßow lieb, ich kenne dort alle Leute.“

1969 mußte Gerhard Schröder aus kirchlichen, politischen und persönlichen Gründen Groß-Mehßow verlassen, und übernahm eine Kirchengemeinde in Vetschau. 1976 war er gezwungen in die damalige Bundesrepublik überzusiedeln. Hier arbeitete er zuerst zwei Jahre als Religionslehrer in Elze/Hannover und von 1979 – 1993 als Pfarrer in Eldagsen/Hannover. Seinen Ruhestand, und die letzten Lebensjahre, verbrachte Gerhard Schröder seit 1993 in Papenburg an der niederländischen Grenze. Hier verstarb er im Alter von 75 Jahren an der heimtückischen Muskelatrophie (Muskelschwund). Seine alte Wirkstätte und Heimat hat er nie vergessen. Jedes Jahr führte ihn seine Reise hier her.

Noch einmal wollte er nach Groß-Mehßow zurückkehren, an dem er wohl durch seine 14jährige Tätigkeit am meisten hing. Das Ende der DDR hätte es möglich gemacht, aber der Groß-Mehßower Gemeindegemeinderat lehnte sein Ansinnen ab. „Alle meine Konfirmanden waren plötzlich gegen mich“, sinnierte er.

Aus seinen Erinnerungen an die Mehßower  
Zeit schilderte Gerhard Schröder 1999:

1956, ich meine, es wäre im Mai gewesen, bin ich nach Groß-Mehßow geschickt worden. Das durften wir junge Pastoren uns allerdings nicht aussuchen, und so bin ich dann bis 1969 in Groß-Mehßow geblieben. Als ich her kam, war die Kirche 100 Jahre alt, denn auf Grund eines Brandes hatte man die Kirche 1864 neu gebaut. Und nun war sie so, wie sie gebaut war, mit allem drum und dran, mit ihrer Ausmalung geblieben. Und alle Pfarrer, die vor mir waren, waren ja nur ein paar Jahre da. Pastor Schulz aus Drehna machte nur Vertretung. Als ich die Kirche also so sah, war mir klar, daß hier viel zu tun war. Ich habe die Kirche von vorn bis hinten renoviert. Es fing an mit der Holzwurmbekämpfung, es folgte die Ausmalung der Innenkirche mit allem drum und dran, also die Holzteile, wie auch die Wände. Zuvor jedoch kam das Licht in die Kirche, wir hatten in der Mehßower Kirche kein elektrisches Licht. Nach den



Pastor's Kinder.

Malerarbeiten kam die Orgel dran, die völlig kaputt war, es folgte die Turmuhr, die auch schon sehr lange nicht mehr lief. Schließlich habe ich noch die Fenster mit Bleiverglasung erneuern lassen, ein dickes Blei genommen und feste Scheiben, so überstanden sie die Zeit des Kommunismus.

Für die Gefallenen des letzten Krieges im Kirchspiel habe ich Gedenktafeln schnitzen lassen und in der Kirche aufgestellt. Also es gibt kaum eine Sache, wo ich nicht meine Hand angelegt habe. Nur die Stufen, vorn am Eingang, habe ich nicht verändert, obwohl sie ein bißchen abgesackt waren, weil das schwierig war. Die haben wir nur verschmiert damals. Auch das Pfarrhaus wollte ich noch renovieren, aber dazu kam es durch meinen Umzug nach Vetschau dann nicht mehr. Mein Weggang von Mehßow nach Vetschau und schließlich von Vetschau in den Westen hatte mehrere Ursachen und Gründe.

Als ich noch ein junger Pfarrer in Groß-Mehßow war, kaum ein halbes Jahr im Amt, kam eines Tages plötzlich ein Mann mit Sonnenbrille hinten in die Küche rein. Wir waren mit meiner Frau gerade beim Kaffeetrinken, und das muß so im Oktober, oder noch im September 1956 gewesen sein. Es war ein schöner, sonniger Tag. Der Mann sprach mich an und meinte: „Herr Pfarrer, wir wissen, Sie haben wenig Geld. Sie kriegen nur 329,66 Mark.“ Tatsächlich bekam man als junger Pfarrer wenig Geld – als Student hatte ich damals mehr, so 520 bis 540 Mark gekriegt. Nun, der Besucher bot mir an, mein Geld auf 1000 Mark zu erhöhen. „Oh,“ – sagte ich, „wunderbar! Was muß ich denn da machen?“ – „Ja, wissen Sie, Sie sind ja hier der Pastor und bekannt in der Gemeinde. Sie müßten uns ab und an mal über die Stimmung in der Bevölkerung berichten.“

Nun war ich ja schon seit 1950 in der DDR, hatte die Verhaftungen mit erlebt, wie meine Freunde als Studenten von der Straße wegverhaftet wurden und nie wieder kamen. Ich wußte, das war Spitzelarbeit, das war die Stasi! Der Mann verhielt sich auch entsprechend. Er nahm von uns nichts an, keine Tasse Kaffee oder so, und sagte auch gleich: „Mein Name spielt keine Rolle – wir werden uns schon kennen lernen des weiteren.“ Nun habe ich gekontert: „Wissen Sie, ich kenn doch die Leute nicht, und das liegt mir auch so gar nicht!“ Ich habe mich zu erkennen gegeben, daß ich das eben nicht mache. Und das war nun die Wende für mich und meine Familie.

Ein späteres Mal, wir wollten das Pfarrhaus renovieren, wollten auch eine Baufirma nehmen, bekamen aber nie eine Firma für diese Arbeiten. Es war ein Firmenstop, es bestand eine Genehmigungspflicht. Wenn einer bauen wollte, kriegte er die Zuweisung von Material und Firmen nur über diese Genehmigungspflicht. Diese Genehmigung erteilte das Bauamt beim Rat des Kreises und diese Genehmigung bekamen wir nicht. Und nun passierte es erneut, daß wieder jemand von den Kommunisten raus kam und bei uns erschien: „Herr Pastor, kommen Sie doch zu uns und werden Sie Abgeordneter. Sie brauchen nicht in die Partei rein, aber, wenn Sie Abgeordneter in Calau sind, dann erhalten Sie von uns Ihre Baugenehmigung, und wir renovieren Ihr Pfarrhaus. Wir lassen unseren Abgeordneten doch nicht in so einem Pfarrhaus sitzen. Und außerdem kriegen Sie auch eine gewisse Macht. Wenn der Superintendent z. B. einen Pastor aus dem Westen einreisen lassen will, sagen wir dem Superintendenten, er müsse sich bei Ihnen doch mal melden, daß Sie das dann verfügen.“ Und so wollte man mir auch Macht geben, sollte ich damals mitmachen wollen.

Wäre ich nun Abgeordneter geworden, dann wären meine Kinder natürlich in die Oberschule gekommen, hätten wir alle Vorteile gehabt, das Haus wäre gemacht worden, aber alle meine Bauern hätten ihr Vertrauen verloren. Sie hätten gesagt: „Der macht ja auch mit, der ist der Letzte, dem wir noch vertrauen.“ Als ich das erste mal abgelehnt hatte, 1956, da setzte schon diese Beobachtungszeit von der Stasi ein. Mir wurde gesagt: „Sie werden jetzt beobachtet.“ Dann kriegten wir alle 8 Wochen einen Besuch von einem Funktionär, der mich also befragte, und wo ich eben Fangfragen gestellt bekam.

Und wenn ich nun mit dem Mundwerk überlegen war, dann kam nach 6 Wochen ein anderer. Ich stellte nämlich Fragen, die nicht in ihrem kommunistischen Jargon lagen, sondern mehr theologische Ausdrücke und dergleichen hatten. Und dann mußte der mir während unseres Gesprächs meine Fragen beantworten, tat das dann doch unauffällig, aber mit meinen Ausdrücken. Das bedeutete – das Tonband läuft. Denn der letztere kam ja 6 Wochen später und konnte doch

eigentlich nicht wissen, was ich Wochen zuvor, mit meiner Wortwahl, mit dem anderen besprochen hatte. Und daher wußte ich, aha, das Tonband läuft und die werten unsere Gespräche aus.

Wir wurden also in unserer eigenen Wohnung abgehört. Diese ganze Methodik der Stasi sind die Ursachen, warum meine Frau krank wurde. Der Angriff von außen, von den Kommunisten wäre noch gegangen, aber daß man uns abhörte, daß dann selbst die Kirche mit machte mit dem Staat und den Kommunisten zusammen, und wir allein standen, wurde unerträglich. Die Gemeinde verkrümelte sich ja auch, und ging in Deckung, das ist ja völlig klar. Jeder versuchte irgendwie durchzukommen. Nur der Pastor konnte das nicht. Wenn ich mich auch noch verkroch, und mit den Kommunisten mitmachte, dann verlor die Kirchengemeinde ihr Vertrauen, dann war der Letzte schließlich auch noch weg. Und das ging nicht.



Meine Frau machte diese ganze Situation innerlich krank. Der Angriff der Kommunisten von außen mit dem Abhörgerät und der Angriff von Innen, von der Kirche, die sagten: „Ihr könnt doch mitmachen, warum wollt ihr denn nicht.“ – Wir konnten es gewissensmäßig nicht. Wir wußten um die Gefängnisse in der DDR. Mir haben meine Leute, die im Gefängnis saßen, mal gesagt, wie sie gequält wurden. Wie sie in Potsdam in der U-Haft eine Stunde nackend unter ganz hellen Birnen gehen mußten. Wir verrieten auch keinen. Bei uns konnten sie sich aussprechen.

Ja, und dann ging's weiter. Meine Kinder konnten nichts werden, weil man ihnen von staatlicher Seite Steine in den Weg legte, meine Frau wurde immer kränker, und da war ich gezwungen, in den Westen zu gehen. Die Sorge um meine nicht genesende Frau war der innere Grund. Jetzt rette ich erst mal meine Frau, war mein Gedanke. Mich hingegen hätte nichts weggekriegt, und ich wäre auch mal ins Gefängnis gegangen, wäre auch wieder raus gekommen. Ich hatte ein breites Kreuz und eine starke Persönlichkeit, aber nicht meine Frau. Sie war eine Künstlernatur. Sie spielte Geige und Klavier, sie war eben eine weich besaitet Seele.

Meine Frau arbeitete in Mehßow als Diakonin und hat alle Arbeiten gemacht und dafür nie Geld bekommen. Wir waren ja praktisch zwei Pastoren in Mehßow. Sie hat Unterricht gegeben, sie hat den kleinen Chor geleitet, sie hat Orgel gespielt. Sie hat nichts gekriegt, nicht mal einen Pfennig.

Sie konnte nicht mal für ihre Rente steuern. Sie hat alles gemacht und sich auch geopfert. Ich überlegte ja schon früher, um meiner Frau willen in den Westen zu gehen, 1960, wo das noch ging. Aber sie sagte immer: „Wir können die Gemeinde nicht im Stich lassen!“

Mehßow ist ja nie Kommunistisch gewesen. Und solange wie ich da war, hat es keine Jugendweihe gegeben. Die Mehßower Konfirmanden haben sich nie Jugendweihen lassen. Das ist erst nach meiner Zeit gewesen. Und da gibt es eine Begebenheit, die vor meiner Zeit in Groß-Mehßow passierte, die ich hier erzählen möchte:

In der Kneipe saßen mal mehrere Männer zusammen. Reinhold Haberland, Bönisch, und andere. Der Reinhold Haberland war immer so bissel Proforma-Kommunist, aber nur Proforma. In Wirklichkeit, sein Herz schlug anders. Und der mußte zum 1. Mai immer rote Nelken verkaufen, wurde die aber nicht so richtig los. Mehßow war eben nicht kommunistisch. Ja, und da saßen die nun zusammen und Haberland meinte, daß die Nelken weg müßten, also verkaufen, meinte er. Und da hat Bönisch Quatsch gemacht, die Nelken in einen Aschenbecher gelegt, Streichholz dran, und ein kleines Feuerchen gemacht. „So, Reinhold, jetzt sind sie weg!“ – meinte er. Und dann haben sie ihm natürlich die Nelken bezahlt. Schließlich haben sie sich alle angefaßt, sind auf die Tische gestiegen, haben sich untergehakt und haben gesungen: „Deutschland, Deutschland über alles...“ Nöch, das war halt Mehßower Art! Wenn das die Kommunisten mitbekommen hätten, in der damaligen Zeit, die hätten alle eingesperrt.

In dem Gedächtnisstein für die Gefallenen des 1. Weltkrieges, der vor der Kirche steht, befindet sich doch oberhalb ein eingemeißelter deutscher Stahlhelm. Und als die Kommunisten das gesehen haben, forderten sie: „Der muß weg!“ Da haben die Mehßower gesagt: „Jawohl, wir mauern das zu, machen dort eine glatte Front.“ Sie wollten den Stahlhelm nicht zerstören. Der ist heute noch drin. Das kann man, wenn mal eine andere Zeit kommt, wieder aufmachen, und dann ist das Denkmal in seiner ursprünglichen Form wieder vorhanden.

Neben der Pfarrstelle habe ich auch noch Landwirtschaft betrieben. Das war zum einen nötig, andererseits habe ich es auch aus Liebe getan. Nötig war es z. B. auch, weil mir die Bauern keine Milch geben konnten, denn die kriegten Zuteilung auf abgegebene Milch, wie z. B. Briketts zum Heizen. Außerdem hatten sie ein Soll zu liefern. Ich habe mir daraufhin Ziegen und dann Milchschafe gehalten.

Bei den Schafen habe ich dann richtige reinrassige ostfriesische Milchschafe gehabt, die ich dann auch in Cottbus ausgestellt habe, um meinen Bauern dann zu helfen, wenn ihnen durch die LPG alles weggenommen wurde. Diese ostfriesischen Milchschafe konnte man behalten. Sie gaben auch relativ gut Milch, wobei die Schafmilch eben besser war, als die Ziegenmilch. Die Schafe waren relativ stabil, also ich war ganz zufrieden damit. Neben den Schafen hatte ich natürlich Hühner, Enten und ein paar Gänse. Was man eben so hatte. Auch mal ein Kaninchen bei den Ziegen zu laufen. Ich war im Züchterverband, und das war für mich auch ganz interessant – das war eine andere Welt. Wir haben aber eben auch die Milch gebraucht.

6 Kinder, dann war die Milch nötig. Dann habe ich noch einen Schafzuchtverein gegründet, den hat dann Herr Bork in Gollmitz übernommen. Der Schäfer in Kemmen war unser Zuchtwart. So hatten wir eben auch immer ein paar Leute, denen es Spaß machte. Zum Beispiel der Dräger, der auch beim Gut war, der hat mal mitgemacht, dann aber doch gemerkt, viel Geld kann er nicht machen, und sich dann lieber einen Bullen reingestellt. Da war nicht viel mit Geld, das war eben mehr so für eine Familie.

Rinder hatte ich nicht, lediglich in Stradow hatte ich mal zwei Bullen. Das wäre in Mehßow gar nicht möglich gewesen. Da waren die Wenden wieder ganz anders. Die Wenden (Stradow) waren

viel freier, als die Mehßower. Bei den Mehßowern da paßte der Landwirtschaftsrat mächtig auf, und die Erfasser waren da. Es wurde sehr aufgepaßt, und da hieß es, es ginge nicht. Aber ich habe mir Schweine gehalten. Ich hab nicht geschlachtet, ich hab die Läufer verkauft, oder auch mal ein Schwein verkauft, weil ich dann eben finanziell wieder ein bißchen gängiger wurde. Die Schafe brachten ja nicht viel Geld, und die Ziegen. Das hat sich alles so ergeben. Ich hatte die zwei Morgen Land hinter den Eichen, und ich hab mir gesagt, wenn ich für die Bauern arbeiten muß, kann ich auch für mich noch was machen, wenn ich doch nicht groß in Urlaub fahre. Im großen und ganzen ist das so gut gelaufen, fand ich. Und für die Bauern war es ja viel angenehmer einen Mann zu haben, der auch ein bißchen nach Mist roch und so, der sie also verstand und nicht verachtete. Und ich meine, die Bauersfrauen, wenn sie so im Alltag waren, und hatten gerade die Schweine gefüttert, die rochen ja auch nicht nach Eau de Cologne.

Nun war es ja auch so, ich habe meine Kirchenvorsteher und meine Gemeinde auch wirklich geliebt. Es war ja ein tiefes Freundschaftsverhältnis, und habe von Anfang an auch darauf gesetzt. Ich glaube, das war eine sehr wichtige Sache. Das ist später nie wieder gewesen. Sie haben solch einen Pfarrer nie wieder bekommen. Die anderen sind weggelaufen, so schnell, wie sie konnten. Es war ja eben so schwierig, das muß man ganz einfach auch sehen. Ich meine, ich bin ja auch weggegangen, weil es für meine Kinder und meine Frau in Vetschau eine ganz andere Situation war. Da ging meine Frau einkaufen, und hier in Mehßow mußte ich immer fahren und holen. Ich hatte einen Rucksack, und unten kam das Brot von Steinigk rein, da drauf kam von Fleischer Müller die Wurst und die Koteletts, und oben kam Quark noch rein, wenn 's den noch gab, beim Kolonialwarenladen. Damit fuhr ich dann nach Hause. Dort wurde ausgepackt, und dann hatten wir erst einmal reichlich zu essen. Ansonsten mußten wir uns immer mit Eiern, Milch, und so was durchhelfen. Na, ja, ich meine Grieß und so was kriegte man ja im Konsum, Graupen, Zucker und Salz, aber dann hörte es beim Konsum meistens schon auf. Und das Brot wurde dort ja auch mitgekauft für die Hühner – zum Schreien: Für uns selber, aber auch für die Hühner! Das war eine Welt für sich. Kann man einfach heute nicht mehr vergleichen.



Es gab aber noch eine andere Wurzel mit der Landwirtschaft: Und zwar hatte ich einen Posaunenchor gegründet. In diesem Chor saßen auch Gerhard Rieger und Erich Lubusch. Und die anderen waren alles jüngere Leute. Nun komme ich vom Urlaub zurück, es war mein erster und einziger Urlaub, den ich hatte, und frage: „Wie geht’s euch denn?“ Die waren gerade mitten in der Ernte und machten so verlegene Gesichter. Ich kam dahinter, die hatten bitter schwer arbeiten, sich mühen müssen. Die Ernte war ja eine Qual, für den Einzelbauern. Wer eine kleinere Wirtschaft hatte, kam noch einigermaßen über die Runden, aber wer eine große Wirtschaft hatte, wie in Tugam, der saß zwischen zwei Stühlen. Da habe ich dann, statt Urlaub zu machen, eben mitgeholfen, und mich praktisch als Pastor selbst vertreten. Gottesdienst habe ich gehalten, und sonst war ich dann auf den Feldern. Ich sah das eben als meinen Urlaub an. Bei Gerhard Rieger und bei Erich Lubusch habe ich geholfen. Das hat dann auch dazu geführt, daß ich bei Stracke in Willmersdorf-Stöbritz geholfen habe, einem Großbauern, der zu wenige Hilfskräfte hatte. Oder bei einem Bauern in Hindenberg, der ganz kranke Hände hatte.

Damals war’s ja so, die Bauern, die ihr Soll nicht bringen konnten, nicht etwa, weil sie faul waren, nein sie schafften es nicht, die wurden dann in der Zeitung gebracht, wo sie als gewissenlose Bauern dargestellt wurden. So habe ich geholfen, wo es ging. Und wenn ich nicht so kräftig gewesen wäre, und hätte ich nicht auch die Landarbeit verstanden, durch meine Vorfahren, die waren mal Bauern gewesen, ein anderer hätte es nicht gemacht. Das ist klar. Das kam dann hinzu. Aber das eigentliche war wirklich auch die Not. Ich hatte eigentlich studiert und hatte ganz andere Ambitionen. Ich wollte in die Forschung – da war in Mehßow nichts mit Forschung, da gings wirklich ums Überleben.



Dann kam das große Problem mit der LPG. Ich hatte ja nun die großen, klugen Bauern der Gegend durch Herrn Lott kennen gelernt. Wir berieten nun, was ist zu machen. Es war klar, wir können nicht viel machen. Es ist hin und her gegangen, und diese Großen haben dann eine Buch-LPG gegründet in Stöbritz, und haben sich erst mal retten können. Später haben sie die gesamte LPG aufgelöst. Die sind, weil sie Mittelbauern waren, so stark gewesen, die hat der Staat nicht klein gekriegt. Aber bei meinen Bauern in Mehßow war klar, das kann nicht anders laufen, wir müssen nachgeben. Es war nur die Frage, wie weit.

Und da habe ich die Männer, am Abend bevor die LPG kam, bei mir gehabt, und habe ihnen gesagt, ihr könnt es langsam machen, so daß die anderen noch überlegen können, und die anderen Dörfer nicht so schnell überrollt werden. Das war insofern wichtig, weil jeder Bauer konnte dann noch, wenn er wollte, heimlich schnell, von seinem Inventar oder seinem Vieh, was verkaufen. Sobald wir LPG waren, gehörte alles der LPG. Dann war nichts mehr dran zu rütteln. Das gute war, daß wir uns von Westberlin über den RIAS und SFB informieren konnten, wo sind sie jetzt schon. Die Sender brachten das nämlich. Also habe ich, an dem Abend, wo wir zusammen saßen, bevor am nächsten Tag die LPG kam, den Männern gesagt: „Ihr müßt rein, aber ihr könnt es langsam machen. Ihr könnt überlegen, zu welchen Bedingungen. Aber ihr müßt rein. Wir können uns hier in Groß-Mehßow und Klein-Mehßow und den kleinen Dörfern nicht halten.“

Und am nächsten Tag, ich glaube, es war die Heuernte, fuhr ein Bauer aus Schrackau an mir vorbei und schrie vom Wagen runter: „Jetzt kommen se!“ Und da kamen sie auch schon. Ich habe immer versucht, den Bauern zu helfen, so gut, wie ich konnte. Na, ja, ich hatte ja nicht umsonst ein Abhörgerät im Haus. Die Stasi wußte ganz genau, bei mir liefen die Strippen zusammen. Denn die Bauern fragten: „Herr Pastor, was machen wir nun?“ Dann mußte ich sagen, ja, Leute, es ist nur das und das möglich. Genauso, so lange wie ich da war, haben wir die Jugendweihe raushalten können. Und ich habe auch hier gesagt, daß wir das so und so machen können, und die kriegen auch ihren Beruf. Außerdem, wenn sie in die LPG müssen, brauchen sie darum ja sowieso keine Angst haben, denn das wäre ja das Letzte! Ja, das waren damals alles sehr brisante Sachen.

In der Schule war es ja so, daß die Schulkinder zeichnen mußten, den dummen Bauern, der Einzelbauer bleiben wollte, und den klugen Bauern, der LPG-Bauer wurde. Und das wurde öffentlich in der Schule ausgehängt. – Zeichnungen der eigenen Kinder!

Ein – zwei Jahre vor der LPG-Gründung kamen die Verantwortlichen und bereiteten alles vor. Wer nun wollte, der konnte freiwillig rein, und diejenigen, die gleich zu Anfang freiwillig reingegangen sind, haben auch besondere Rechte und Möglichkeiten bekommen. Und unsere Bauern haben sich natürlich dagegen gewehrt, haben zuerst Typ I gemacht, und dann Typ III.

Ich habe immer geraten, geholfen und gesehen, was man rausholen konnte. Und meine Bauern haben auch rausgeholt, was sie konnten. Ich war auch Stolz auf sie, z. B. bei einem Acker, den sie übernahmen und ein Soll hatten, wurde dann beim Landwirtschaftsrat gefragt (ich stand still dabei): „Wollt ihr nun Kartoffeln liefern, oder wollt ihr Getreide liefern?“ Da haben die gleich gesagt: „Kartoffeln.“ Das war ganz klug, denn bei Kartoffeln, da konnte man auf den Morgen 100 Zentner ernten, und das Soll lag bei etwa 10 Zentner. Und beim Getreide hatte man, wenn es gut ging, 10 – 12 Zentner vom Morgen, und wenn man dann ein Soll von 6 – 8 Zentnern hatte, dann blieb nicht mehr viel übrig. Da war ich stolz auf meine Leute, und wir haben natürlich keinen Mucks gesagt. Wir haben eben immer gesehen, wie wir was raus holten. Es war eine schwere Zeit. Es hat mir schon ans Herz gegriffen. Und das schlimmste war ja, daß die Menschen so rechtlos waren. Sie waren so rechtlos, und sie waren so preisgegeben, und mußten alle mitmachen, und wollten nicht mitmachen. Also, das war doch eine bittere Zeit. Das muß ich ehrlich sagen, es war eine bittere Zeit.

Wie gesagt, meine Frau hat das nicht durchgestanden. Sie ist erst wieder im Westen im Lager genesen, weil da der Druck weg war. Für einen Westdeutschen ist diese Zeit völlig unverständlich, und für die, die es durchlebt haben, war es schwer. Es gab aber auch Leute denen es gut gegangen ist. Es gab mal einen Witz: *In der LPG muß man am Tag schlafen, und in der Nacht arbeiten.* Das hieß eben: klauen.

Wir haben in Gollmitz einen Bauern gehabt, der war ein so feiner und so ein ehrenwerter Mann, Jurtz hieß er. Und er konnte es nicht schaffen. Er hatte immer einen großen Ochsen, und er konnte

es nicht schaffen. Seine Landwirtschaft hatte zu große Flächen, zu wenig Einnahmen, zu groß das Soll. Der Großbauer hatte eben mehr Soll auf der gleichen Fläche. Der Kleinbauer gab von seinem Morgen Land vielleicht ein Zentner Getreide ab, und der Großbauer mußte gleich 6 – 8 Zentner liefern. Der behielt ja fast nichts. Und dieser Jurtz ist am gebrochenen Herzen gestorben, und seine Frau auch. All die jungen Leute, die bei der Beerdigung da saßen (wenn wir merkten, wir sind unter uns, konnten wir offen reden), die sagten: „Wir gehen aus der Landwirtschaft raus!“ Ich sagte: „Was soll denn dann werden, wenn ihr alle weg seid?“ – „Tja, das soll die LPG sehen!“ Und so ist es ja dann auch geworden.

Das war eine gute Konstellation, daß ich eben auch wirklich Freude an der Landwirtschaft hatte. Und so muß ich sagen, bei jeder Taufe, bei jeder Konfirmation, egal, wie man das anfangt, plötzlich kam man im Gespräch zum Wetter, oder zum Kaninchen, und von da an blieben die Gespräche immer bei der Landwirtschaft. Wir waren also eine durch und durch bäuerlich geprägte Gemeinde. Wenn ich mal ein Buch schenken wollte, dann sagten die Bauern: „Ein Buch haben wir schon.“ Aber, wenn ich Bruteier, oder anderes mitbrachte, dafür waren sie empfänglich. Das muß man natürlich als Pastor sehen, in welcher Gemeinde bin ich. Und danach muß man sich schon ein bißchen richten. Nun kommt mir natürlich entgegen, meine Vorfahren waren tüchtige Bauern, und das habe ich auch drin, daß ich mich im Kuhstall wohler fühle, wie in der guten Stube. Die Bauern wollten mit mir immer rein gehen in die gute Stube, und ich habe immer gesagt: „Hier im Kuhstall bleiben wir lieber stehen. Ihr habt es hier so sauber.“ Das war so warm und die Kühe waren so schön gestriegelt, die kauten so wieder...

